

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

23.10.1921 (No. 43)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 43



23. Okt. 1921

Walther Bulst / Zu Mauthners „Geschichte des Atheismus“.

Fritz Mauthner hat es unternommen, sein philosophisches Lebenswerk durch eine umfassende Darstellung des „Atheismus und seiner Geschichte im Abendlande“ zu vollenden. Dem 1. Band, der schon vor einiaen Monaten erschien, soll in diesen Tagen der 2. folgen; der 3. wird das gewaltige Werk abschließen.

Ziel und Weg dieser Geschichte des Atheismus, ihre philosophische Voraussetzung und sprachkritische Methode sowie ihres Verfassers Leistung und Verdienst als Begründers solcher methodischen Kritik der Sprache im Dienste der Erkenntnis-kritik seien im Folgenden mit wenigen Zügen andeutend gezeichnet.

1.

Mauthner ist geblieben, als den wir ihn kannten: Kämpfer für Wahrheit und Wahrhaftigkeit und Feind ihren Feinden; ein Gelehrter im Besitz ungeheuren und rastlos forschend vermehrten Wissens; dazu das Größere: in der Kraft, die zahllosen Data zu einem großen Bilde zusammenzufassen und im Wort zu gestalten; der geistreichste Schriftsteller, der den kalten Bericht, den leichten witzigen Spott, den scharfen Hohn, den heißen Zorn auf die Flügel der „Halben“ gleichmäßig in Gewalt und Zucht seiner lebendigen und leichtflüssigen Sprache hat. Kurz: das Atheismuswerk des Siebzigjährigen ist ein „echter Mauthner“.

2.

Eine Geschichte des Atheismus, der Elimination des Gottesbegriffs fehlte eigentlich eine Vorgeschichte desselben voraus, eine Geschichte der Entwicklung des Begriffs, die in einer dem vorliegenden Werk entsprechenden Form bisher noch nicht geleistet wurde. Aber auch eine Geschichte des Atheismus wäre lächerlich, welche auf die Darstellung der dogmatischen Gottes-leugner sich beschränkt hätte. „Äußere und innere Ursachen hinderten im Mittelalter und lange nachher auch freie Geister, deutlich und entschieden ihre Abneigung an die Kirche auszusprechen. Die äußeren Ursachen sind die Gefahren, die jedem Gottesleugner drohten; die innere Ursache ist die Abhängigkeit jedes Denkers von der Sprache der Zeit, der gemeinsamen christlichen Sprache, worunter aber auch die gemeinsame Sitte und Wissenschaft zu verstehen ist. Also mußte auch die Geschichte der Aufklärung in den Kreis der Betrachtung einbezogen werden, mußten neben den rein negierenden Atheisten auch die Lehrer der Vernunft- und Naturreligion, die Deisten und Pantheisten, endlich sogar einige Reformatoren und andere Reker darge- stellt werden. Eine Kulturgeschichte des Abendlandes vom Standpunkt der religiösen Befreiung — nicht einer Befreiung von der Religion — war zu schreiben.“

3.

Das Vorwort bezeichnet denn frei, welchem alten Ziel der Verfasser auch auf diesem neuen Wege, den vielverschlungenen und immer wieder rückläufigen Pfaden der Geistesgeschichte zu- strebt: „Ich möchte, die mir vertrauen, auf die helle und kalte

¹⁾ Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.

Höhe führen, von welcher aus betrachtet alle Dogmen als ge- schichtlich gewordene und geschichtlich vergängliche Menschen- sagerungen erscheinen, die Dogmen aller positiven Religionen ebenso wie die Dogmen der materialistischen Wissenschaft, auf die Höhe, von welcher aus übersehen Glaube und Aberglaube gleichwertige Begriffe sind. Was ich zwischen den Zeilen des niederreißenden Buches aufbauend zu bieten suche, mein Credo also, ist eine gottlose Mystik, die vielleicht für die Länge des Zweifelsweges entschädigen wird.“

Hier hören wir einmal exemplarisch deutlich, bewußt und ehrlich ausgesprochen, was als eines der verschiedenen mög- lichen Ziele der Geschichtsschreibung Goethe einmal kurz und gut genannt hat: „sich das Vergangene vom Halse zu schaffen“; oder wie D. Fr. Strauß es auf eine Mauthner verwandtere Weise ausgedrückt hat: „Die wahre Kritik des Dogma ist seine Geschichte“.

4.

Mauthner ist Erkenntnis-kritiker; seine geistige Situation finden wir bei Schopenhauer klassisch ausgesprochen: „Kant hat aus der Philosophie den Theismus eliminiert, da in ihr, als einer Wissenschaft, und nicht Glaubenslehre, nur das eine Stelle finden kann, was entweder empirisch gegeben oder durch haltbare Beweise festgestellt ist. Zur Widerlegung des ontologischen Beweises des Daseins Gottes war keine Ver- nunftkritik vonnöten. Die Widerlegung des kosmologischen Beweises ist eine Anwendung der Lehre der Kritik auf einen gegebenen Fall. Der physikotheologische Beweis ist eine bloße Amplifikation des kosmologischen, und findet seine ausführliche Widerlegung in der Kritik der Urteilskraft“: „Obgleich die organisierten Körper uns notwendig so erscheinen, als wären sie einem ihnen vorhergegangenen Zweckbegriff gemäß zusammen- gesetzt; so berechtigt uns dies doch nicht, es objektiv so anzuneh- men. Denn unser Intellekt, dem die Dinge von außen und mittelbar gegeben werden, der also nie das Innere derselben, wodurch sie entstehen und bestehen, sondern bloß ihre Außen- seite erkennt, kann sich eine gewisse, den organischen Naturpro- dukten eigentümliche Beschaffenheit nicht anders fühlbar machen, als durch Analogie, indem er sie vergleicht mit den von Men- schen absichtlich gefertigten Werken, deren Beschaffenheit durch einen Zweck und den Begriff von diesem bestimmt wird. Diese Analogie ist hinreichend, die Uebereinstimmung aller ihrer Teile zum Ganzen uns faßlich zu machen, und dadurch den Reitsaden zu ihrer Untersuchung abzugeben: aber keineswegs darf sie des- halb zum wirklichen Erklärungsgrunde des Ursprungs und Daseins solcher Körper gemacht werden. Denn die Notwendig- keit, sie so zu begreifen, ist subjektiven Ursprungs“.

Bis auf Kant stand ein wirkliches Dilemma fest zwischen Materialismus und Theismus, d. h. zwischen der Annahme, daß ein blinder Zufall oder daß eine von außen ordnende Intelli- genz nach Zwecken und Begriffen die Welt zustande gebracht hatte; etwas anderes galt für undenkbar. Daher war Atheis- mus und Materialismus daselbe: daher der Zweifel, ob es wohl einen Atheisten geben könne, d. h. einen Menschen, der wirklich

die so überschwänglich zweckmäßige Anordnung der Natur, zumal der organischen, dem blinden Zufall zutrauen könne. Von einer Intelligenz muß alle Zweckmäßigkeit ausgegangen sein: daran zu zweifeln, ist noch nicht im Traume eingefallen. Die Gültigkeit jenes Dilemmas zwischen Materialismus und Theismus beruht aber auf der Annahme, daß die vorliegende Welt die der Dinge an sich sei, daß es folglich keine andere Ordnung der Dinge gebe als die empirische. Nachdem aber, durch Kant, die Welt und ihre Ordnung zur bloßen Erscheinung geworden war, deren Gesetze hauptsächlich auf den Formen unseres Intellekts beruhen, brauchte das Dasein und Wesen der Dinge und der Welt nicht mehr nach Analogie der von uns wahrgenommenen oder bewirkten Veränderungen in der Welt erklärt werden, noch das, was wir als Mittel und Zweck auffassen, auch infolge einer solchen Erkenntnis entstanden zu sein. In dem also Kant, durch seine wichtige Unterscheidung zwischen Erscheinung und Ding an sich, dem Theismus sein Fundament entzog, eröffnete er andererseits den Weg zu ganz andersartigen und tiefsinnigeren Erklärungen des Daseins.²⁾

Kant ist bei der Kritik der menschlichen Anschauungsformen als von Gehirnfunktionen stehen geblieben und hat die Frage nach der Möglichkeit von Metaphysik, von Wissen um das jenseitige innere Wesen der Erscheinung verneint: Metaphysik würde sein Wissenschaft von demjenigen, was jenseits der Möglichkeit aller inneren und äußeren Erfahrung liegt.

Schopenhauer erweist die kantische Ableitung ihrer Unmöglichkeit aus ihrem Begriff als eine Erschleichung, indem sie von vornherein in der Definition des Begriffs ausgesprochen liegt. Er glaubte an ihre Möglichkeit: „Ich sage, daß die Lösung des Rätsels der Welt aus dem Verständnis der Welt selbst hervorgehen muß; daß also die Aufgabe der Metaphysik nicht ist, die Erfahrung, in der die Welt dasteht, zu überfliegen, sondern sie von Grund aus zu verstehen, indem Erfahrung, innere und äußere, die Quelle aller Erkenntnis ist; daß daher durch die Anknüpfung der äußeren Erfahrung an die innere die Lösung des Rätsels der Welt möglich ist; wiewohl nur innerhalb gewissen Schranken, die von unserer endlichen Natur unzertrennlich sind, mithin so, daß wir zum richtigen Verständnis der Welt selbst gelangen, ohne jedoch eine abgeschlossene und alle ferneren Probleme aufhebende Erklärung ihres Daseins zu erreichen.“ (Schopenhauer glaubte eine solche Erklärung gegeben zu haben mittels des Zauberwortes „Wille“.)

Mauthner hat die gänzliche Unmöglichkeit einer Erkenntnis des Wesens der Erscheinungen, und eben jene „gewissen Schranken unserer endlichen Natur“ als von jener Art Erkenntnis rein ausschließend erkannt, durch die Kritik der Sprache.

Ein Gleichnis mag den Fortschritt der Kritik der Erkenntnis anschaulich lehren: Locke, durch den Nachweis der subjektiv-menschlichen Natur der Sinnesempfindungen, beschnitt die Zweige des stüppig wuchernden Baumes der vermeintlichen Erkenntnis; Kant, durch die Lehre von Raum, Zeit und Kausalität als von Anschauungsformen des menschlichen Verstandes, zertrümmerte seine Äste; Schopenhauer verneinte, aus dem kahlen Stamm ein erträglich haltbares Gebäude des Wissens um das Wesen zimmern zu können; Mauthner stürzte den verwaisten Trümmer und wies seine Wurzeln im Sande; im Sande der Sprache, aus dessen bunten Kieselsteinen und edlen Steinen die Philosophen wie Dichter ihr Gebilde schufen.

6.

Mauthner, in seinen erstaunlichen, in ihrer Bedeutung noch bei weitem nicht voll erkannten „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“, hat die entscheidende Frage gestellt, nach dem Wert der Sprache für die Erkenntnis. Er ist zu dem Ergebnis gelangt: daß sie untauglich ist zu einer Erkenntnis, die in das Innere der Erscheinung eindringend sie erklärt; daß sie als Verständigungsmittel zwischen den Menschen durchaus nur Erinnerungszwecken an sinnliche Eindrücke enthält, die man dann

²⁾ Schopenhauer in der „Kritik der kantischen Philosophie“.
³⁾ Gotta, Stuttgart und Leipzig, III, 1901/2; 2. Aufl. 1906/13.

beliebig bildlich verwenden und weiterbilden mag, und daß sie darum unfähig ist, auch nur das menschliche Innenleben auch nur exakt zu beschreiben, was sie nicht einmal für die Außenwelt zu leisten vermag, wegen der Lebendigkeit des hinter den Worten nicht ruhenden, sondern rastlos sich wandelnden Inhalts; Mauthner hat hingewiesen auf die gänzliche Verschiedenheit des Wortes, der Lautgruppe, die zwischen den Menschen tönt, und jenem von ihm bedeuteten erinnerten Inhalt, einerseits für den Sprecher, andererseits für den Hörer, welcher bedingt ist durch die psychologische Voraussetzung, das „psychologische a priori“; auf die Unmöglichkeit der Gleichheit dieser Voraussetzungen bei verschiedenen Menschen (als welche ja eine „Wiederkehr des Gleichen“ bedingte), und daraus folgend, einer eigentlichen und wirklichen Mitteilung eines Gedankens; er hat die Identität von Denken, Sprechen, Bewußtsein, Erinnerung oder Gedächtnis dargelegt, und die Kritik der Sprache bis in ihre letzten Möglichkeiten verfolgend, die illusionäre Natur dieses Bewußtseins und des Ich erwiesen — damit nur weniges aus dem 1. Band der „Beiträge“ genannt sei, ohne die Kritik der Sprachwissenschaft, der Grammatik und Logik hier zu berühren; er hat schließlich, um das Letzte zu nennen, die „drei Bilder der Welt“ entdeckt, das adjektivische, das substantivische und das verbale,⁴⁾ und damit wohl das letzte Wort der Erkenntniskritik gesprochen.

7.

Mauthners Fall ist das Schulbeispiel für das unmittelbare gleiche Verhältnis zwischen der Häufigkeit eines Dinges und der Größe des philosophischen Geistes, der dem jederzeit vor aller Augen zu beliebiger Betrachtung Gelegenheiten nachdenkend darüber zu neuen erstaunenden folgenreichen Ergebnissen von größter Bedeutung gelangt. Nießsches Satz: „Die Sprache ist das Alleralltägliche: es muß ein Philosoph sein, der über sie nachdenkt“, scheint eine prophetische Verkündigung des Ruhmes des sprachkritischen Philosophen, und überhebt uns jeder weiteren Würdigung seiner Leistung. Denn auch hier gilt Schopenhauers schönes Wort: „daß von jeder großen Wahrheit, ehe sie gefunden, ein Vorgefühl sich kund gibt, eine Ahnung, ein undeutliches Bild, wie im Nebel, und ein vergebliches Haschen, sie zu ergreifen; weil eben die Fortschritte der Zeit sie vorbeiritten haben. Demgemäß präluieren dann vereinzelte Aussprüche. Allein nur wer eine Wahrheit aus ihren Gründen erkannt und in ihren Folgen durchdacht, ihren ganzen Inhalt entwickelt, den Umfang ihres Reiches übersehen, und sie sonach mit vollem Bewußtsein ihres Wortes und ihrer Wichtigkeit, deutlich und zusammenhängend dargelegt hat, der ist ihr Urheber. Daß sie hingegen, in alter oder neuer Zeit, irgend einmal mit halbem Bewußtsein und fast wie ein Reden im Schlaf, ausgesprochen worden und demnach sich aufgelöst finden läßt, wenn man hinterher danach sucht, bedeutet, wenn sie auch totidem verbis dasteht, nicht viel mehr, als wäre es totidem litteris; gleich wie der Findex einer Sache, nur der ist, welcher sie, ihren Wert erkennend, aufhob und bewahrte; nicht aber der, welcher sie zufällig einmal in die Hand nahm und wieder fallen ließ.“

8.

Mauthners philosophische Werke, die „Kritik der Sprache“ und das „Philosophische Wörterbuch“ seit 20 und 10 Jahren, haben das Schicksal gehabt, vorsichtig schweigend aufgenommen und so gewissermaßen, nämlich in Anbetracht ihrer Wichtigkeit und Bedeutung, unterschlagen zu werden. Indessen kann auch in ihrem Fall die stille, langsame, mächtige Wirkung, die allem wahrhaft Großen eignet, nicht ausbleiben, und während der Lärm der Zeit über den zeitgenössischen, im Vorübergehen aller Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Erscheinungen verraucht, mehren sich ihre Zeichen.

⁴⁾ Darüber zuerst im „Philosophischen Wörterbuch. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache“, II, München 1910/11, dessen neue Auflage demnächst in Dresden bei Reikner erscheint; bel. im Artikel „Schopenhauer“, der auch als Sonderdruck erschien; eine Monographie über die „Drei Bilder“ ist uns versprochen. Zugleich sei hier auf die treffliche kleine Schrift „Spinoza“ hingewiesen, die soeben in stark erneuter Gestalt bei Reikner in Dresden erschien.

Karl Preisendanz / Zur Manesseschen Liederhandschrift.

Unter den wertvollen alten Handschriften der Heidelberger Universitätsbibliothek ragen zwei hervor, die durch einzig dastehende Bedeutung ihres Inhalts für die Geschichte der Weltliteratur, der Dichtung, den Ruhm des Unersehblichen in sich tragen: die Sammlung der griechischen Epigramme, die sogenannte Anthologia Palatina (d. h. „Pfälzische Auswahl“), und die große mittelhochdeutsche Liederhandschrift, die nach ihrer angeblichen Entstehung im Kreis der Züricher Familie Maness allgemein als „Manessesche“ bezeichnet wird. Die Schicksale beider Handschriften waren höchst wechselvoll: Krieg und böse

Zeitläufte haben sie von einem Ort zum andern geworfen, und noch nicht alle Epochen ihres Bestehens hat die Wissenschaft mit leuchtendem Licht zu erhellen vermocht. Aber immer wieder gelangt es einem Forscher, eine noch lastende Dunkelheit durch neue scharfe Kombination oder durch das Glück einer literarischen Entdeckung zu zerstreuen. So hat jetzt A. Sillich, Vorstand der Heidelberger Handschriftenabteilung, einige wichtige Beiträge (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie 1921, 3) veröffentlicht, die unsere Kenntnis der Geschichte des Manesskodex um ein bedeutendes Stück erweitern. Sie für-

bern besonders die bisher ungelöste Frage: wie kam die Handschrift aus dem Besitz des Winterkönigs nach Paris? Daß sie 1657 schon in der Bibliothek des Franzosenkönigs war, geht einwandfrei aus einem Protokoll dieses Jahres hervor. Sillib weist mit Grund die Vermutung zurück, nach der das Buch mit der übrigen Pfälzer Bücherei 1623 nach Heidelberg's Zerstörung in die Vaticana geschleppt und von da aus irgendwie in die Pariser Bibliothek verbracht worden wäre. Nirgendes findet sich aber eine Notiz, daß es je in Rom gewesen sei. Dagegen gehörte es zu den Werken der Bibliothek Ulrich Fugger's, des großen Bücherliebhabers (er hatte 1584 seine Bücherei der Kurpfalz testamentarisch überwiesen), die im Jahre 1622 zu ihrer Sicherheit auf Veranlassung des Kanzlers von der Grün auf die Seite „hinweg getau worden“. Es wird im eiligst angefertigten Katalog des Kaspar Schedius, vom 26. Juni 1622, als „das alte Deutsche Reimenbuch in quarto“ angeführt. Wohin man die Bücher brachte, um sie vor den siegreichen Kaiserlichen zu retten, war bisher unbestimmt. Wohl aber kannte man schon ein Anerbieten des Marschalls Henry de Latour, des mit der Pfälzern verwandten Hugenottenführers, der im Februar 1622 dem Kanzler von Grün vorschlug, die kostbarsten Heidelberger Handschriften in Sedan sicher unterzubringen. Und aus einem Brief des kurpfälzischen Rates von Aussdorf geht weiter hervor, daß man diesen Vorschlag tatsächlich annahm: er spricht von den Kostbarkeiten Friedrich's V., die in Sedan aufbewahrt wurden und die er von dort in drei Fahrten, 1629, 1630, 1635 nach dem Haag gebracht habe. Auf der letzten transportierte er auch das Archiv des Kurfürsten; in ihm wird sich das Manesse'sche Niederbuch befunden haben. Aber

die Freude am neugewonnenen Besitz dauerte nicht allzu lange; denn nach dem Tod Friedrich's V. war die Winterkönigin gezwungen, durch weitgehende Verkäufe ihres Privatguts der bitteren Not abzuhelfen, in die sie durch schwere Schulden geraten war. Man wird nicht fehlgehen bei der Annahme, daß auch das kostbare Miniaturwerk diesem Zwange zum Opfer fiel: 1657, im Jahrzehnt der höchsten Verarmung des Hauses, befand es sich schon in der königlichen Bibliothek Paris. Der Bibliothekar Dupuy wird den Verkauf vermittelt haben. Mit diesen Ergebnissen, die hauptsächlich auf der Ausnützung neuer, bisher übersehener Zeugnisse beruhen, hat Sillib die Literatur zur Geschichte der Manesse'schen Handschrift durch bleibende Werte bereichert. Aber auch seine Forschungen zu ihrer Schweizer Epoche verdienen Beachtung und Nachprüfung. Wesentlich ist der Nachweis, daß der Kodex in den Besitz Ulrich Fugger's übergegangen war. Wie bekam ihn dieser große Bücherfreund? Es scheint sicher, daß die Handschrift einmal Eigentum der Familie Hohenzag, am schweizerischen Oberrhein, war. Doch dürfte sie nach 1550 durch einen Vormund der Kinder dieses Hauses mit andern Papieren und Dokumenten ihren Besitzern entfremdet worden sein. Ihren Uebergang von Hohenzag zu Fugger sieht Sillib in der Person des Arztes und Historikers Pirminius Gasser, der mit den Sag verwandt, mit Fugger gut befreundet und literarisch verbunden war. Er kann den Verkauf des kostbaren Buchs vermittelt haben, noch bevor seine ganze Bibliothek von Fugger erworben wurde. Der schweizerischen Literaturforschung bleibt es vorbehalten, diesen neuen Anregungen nachzugehen und sie mit ergiebigerem Material zu bestätigen oder zu widerlegen.

Deutsche Plastik des Mittelalters.

(Zur Ausstellung der Bad. Kunsthalle.)

Wie über die niedere Alltäglichkeit unserer Sprache einzelne klangvolle Worte hoch hinausragen, Sinn und Symbol zugleich für eine höhere Welt, so überragen hier und dort die großen Steinzeichen der gotischen Dome unsere alten Stadtbilder. Riefige Symbole einer verklungenen, verschwundenen Zeit beherrschen sie noch immer Blick und Gefühl und bewahren in sich wie Muscheln vom Meere das Geheimnis einer rätselhaften Musik. Ist uns doch, als ob eine einzige große Hand diese Portale, Strebepfeiler, Wasserspeier, Vorhallen und Altäre kunstvoll überschnitten habe mit dem feierlichen Zeichenschmuck der Figuren, Reliefs und Tafeln. Wenn dann die Orgel erklingt, Gottesdienst und feierliche Handlung in sinnbildlicher Liturgie ersteigt, wenn die bunten Fenster ausleuchten im Sonnenlicht, wenn die gläubige Gemeinde sich in Gebet und Andacht vereint, um wie eine einzige Stimme dem vorbetenden Priester zu antworten, dann scheint ein letztes Leben wieder diese Hieroglyphen zu erfüllen. Ist doch der Glaube, der diese riesigen Gebilde geschaffen, die Lehre, die sie gedeutet, die Hoffnung, die sie erhalten hat, noch heute dieselbe. Und doch, mögen auch die Zeichen ihre alte Bedeutungsform bewahrt haben, die Wege zu der Kunstform dieser Werke, die Wege zur Kunst der Gotik sind heute fast allen dunkel und verschüttet. Glaube man doch ja nicht, daß man leicht hin eindringe in diese einschlaferne Welt, die nur durch die wenigen erhaltenen Zeugen ihres Wesens wie aus dem Schlafe zu uns spricht. Suchen ist noch kein Finden! Hineinlegen noch kein Auslegen, und das „Belociferische Zeitalter“ der Industrie, dem Liebe, Ehrfurcht, Glaube mangeln, ist so wenig begabt, der Kunst wie der Natur ihre offenbaren Geheimnisse abzuschmelzen. Zwar hatte schon der junge Goethe vor dem Straßburger Münster die wundervolle Harmonie dieser Kunstkörper nachgeföhlt, hatte schon die jugendlich zurücksehrende Zeit der neu-deutschen Romantik jene gotischen Bildtafeln wieder empfunden und geliebt, wie sie die Brüder Voisier auch in unserem Lande gesammelt und dargestellt hatten. Und scheint nicht gerade eine neue Jugend, die jede Form des Ausdrucks, des Geföhls, der Ekstase sucht und liebt, wieder der gotischen Kunst reines Verständnis und neidische Bewunderung entgegenzubringen? Was also soll uns hindern, die reinsten Spiegel solcher Erkenntnis zu sein? Vor allem dies, daß wir anderen Gesehen, anderen Bindungen, anderen Begriffen gehören. Daß das, was wir Kunst nennen, jenen ein Handwerk war, das jenen Mittel war, was uns Zweck ist, daß wir keine Gemeinschaft, sondern im besten Fall Persönlichkeiten sind. Eine unselbige Erziehung, eine historisierende Humanistenschule, eine einseitige Bildung hat uns unsere Art und Kunst gründlich entfremdet und das Wissen um das Wissen alles Gewesenen hat uns die eigene Vorzeit, ihre Welt und ihr Wesen fast für immer verschert. Wir, die keiner Idee, keiner Utopie, keiner Mythe mehr leben, denen Natur eine Kulisse, Kunst ein Luxus, Theater ein Schau-Spiel, Musik eine Abendunterhaltung geworden ist, wir haben als Volk oder als Gebildete kein lebendiges Verhältnis mehr zu den großen Zei-

ten einer geistigen Bildersprache. Und woher sollten wir auch die Kunstwerke der deutschen Plastik kennen? Wer hat sie uns bewahrt und planmäßig gesammelt? Wo ist das Silberwerk, das jener literarischen Monumentalsammlung der „Monumenta Germaniae“ entspräche? Wo sind die Lichtbildsammlungen, die Archive, die Museen altdeutscher Plastik? Zwar wird es nun, da es zu spät ist, reumütig erkannt und gebessert. Schon seit einigen Jahren läßt der deutsche Verein für Kunstwissenschaft von Gelehrten und Photographen wichtige Denkmäler genau aufnehmen; schon sammelt die neugegründete staatliche Bildstelle in Berlin planmäßig Platten, Abzüge, Pinweise; schon lassen einheimische Kommissionen und Seminare durch Schüler und Freunde die Plastik des Landes aufnehmen und durchforschen. Aus solchem Ernste stammt auch die verdienstliche Lichtbildersammlung der Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst, deren Leiter, Professor von Grolmann, die Meisterwerke der altdeutschen Plastik in Hunderten von Aufnahmen durch die deutschen Museen wandern läßt. Hätten unsere Väter in besseren Zeiten nicht so viel veräußert, so wären heute schon diese unbekannt und verkannten Meister altdeutscher Plastik über Stadt, Land und Reich hinaus erkannt und geliebt. Diese Aufgaben also, die Staat und Stadt, Reich und Wissenschaft, Museen und Sammler so leichtfertig behandelt haben, wachsen nun endlich mit furchtbarer Deutlichkeit vor uns auf und wir wollen allen denen danken, die das, was noch zu leisten ist, auf sich nehmen.

Einer solchen Aufgabe hat sich die Badische Kunsthalle mit Ausbietung aller Kräfte in den letzten Monaten gewidmet und ihre Ausstellung „Deutsche Plastik des Mittelalters“ belohnt denn auch diese Mühe. Was hier Direktor Stord geleistet hat, muß auch der Lobend anerkennen, dem Unverstand und Mißgunst noch immer die Feder in die Hand drückt.

Uebersichten wir das große Ganze des Gebotenen in kurzem Rundgang.

Im Erdgeschloß des Thoma-Anbaus ist die Freiburger Münsterplastik in vorzüglichen Gipsabgüssen der Münsterbauhütte dargestellt. Die Größe, Kraft und Strenge dieses Steinstils überrascht jeden, der diese Formen am Münster kaum genauer beachtet hat. Vor den gewaltigen Apostelfiguren des frühen 13. Jahrhunderts wird Herkunft und Problem der Plastik deutlich und man versteht den genialen Satz des Bildhauers Rodin: Plastik ist zweierlei. Sie ist Natur und sie ist Architektur. Das Gebundene ihres Stoffes und Wesens, der architektonische Rhythmus ihrer Form, die aus dem Bauglied bunt und groß wie eine menschliche Kreuzblume erwächst, das Sinnbildliche ihrer Geste oder ihres Attributes, dies alles wird offenbar. Wie diese heiligen Gestalten aus dem frühen Blockstil der romanischen Kunst im 13. Jahrhundert wie unter frischem Hauch erwachen, aufblühen, herauswachsen in weichere, vollere Form, wie sie gestaffelt und gereiht, statischen Gesehen enthoben, die Fialen begleiten, die Tympana füllen, ihr Stütz-

wort leben in der großen Melodie der christlichen Heilslehre, wie sie weich bewegt das aristokratische Wesen des 14. Jahrhunderts verraten, sich immer mehr dem Steinstil entfremden, etwas Lineares oder Malerisches betonen und in dem edelholzernen Schnitzstil des 15. Jahrhunderts, wirrer und läppiger, schließlich jenes dekorative Eigenleben erhalten, das im 16. Jahrhundert wieder mit Altar und Bild zusammenklingt — dies erleben wir fortschreitend in der Ausstellung mit. Der Weg also von der Architektur zur Natur, von der tektonischen zur illusionistischen Form, vom Zeichen zum Bild, dies ist der Weg der Plastik wie aller Künste. Die Freiburger Plastik lehrt uns nur seine erste Strecke kennen. Die Apostel, die stehenden Grafen, das heilige Grab, die Madonnen und Wasserspeier weisen uns diese Wandlung. Es ist, als ob mit der Annäherung an die Natur die Idee immer weiter zurücktreten müßte, und doch sind alle diese Verfeinerungen und Vermenschlichungen nur Mittel zum Zweck, nur Diener der Idee, nur Gleichnisse des Vergänglichlichen. Man könnte von einer Säkularisation der Kunst sprechen, denn das Symbol wird zum Bild, das Zeichen zur Natur, der plastische Stein, zerbrochen und zerrissen, durch Licht und Schatten aufgelöst, zur plastischen Illusion. Rodins Satz erfüllt sich; die Plastik ist Natur und sie ist Architektur, und der Weg von der Architektur zur Natur ist ihr Schicksal. Aber folgen wir dem Rundgang. Im ersten Stockwerk umfaßt ein wirkungsvoller Saal köstliche Plastik des Bodenseekreises aus dem 14. Jahrhundert. Edle Holzfiguren gliedern die Wände, an denen vortreffliche Einzelvergrößerungen hängen. Die härtere und schärfere Form führt ins 15. Jahrhundert über, das den eigentlichen Holzstil entwickelt. Die großen elsässischen Meister des Breisacher und Niederrottweiler Altars und ihrer Schulen werden in neuen Aufnahmen und Vergrößerungen vorgeführt. Die herausgehende Musik der Spätgotik um 1500, die schon manche Elemente des Barock vorwegnimmt, durchglüht diese gewaltigen Reliefs und bedeutet schon irgendwie ein Ende. Das plastische Problem der Reak-

tion durch die Renaissance wird fühlbar. Einzelne badische Altäre — die meisten Aufnahmen fertigte Hofphotograph Kratt — leiten zu dem Saal des Iphenheimer Meisters über. Die Plastik des Grünwald-Altars und seines Umkreises wird als geschlossene Stilgruppe deutlich und durch Originalwerke anschaulich gemacht. Auch Nikolaus Gerhard von Leyden, der bei uns durch seine Konstanzer und Baden-Badener Arbeiten bekannt ist, fügt sich ein. Auf den Treppen befinden sich Aufnahmen einzelner Qualitätsstücke, die zum Teil im badischen Landesmuseum bewahrt werden. Das oberste Stockwerk zeigt gute Originale der Altarplastik und in vier Räumen durch die Wiesbadener Aufnahmen die Entwicklung der großen fränkischen Meister. Vor allem die Münzberger, Stof, Kraft, Wischer, werden in ihren Hauptwerken lebendig. Niemenschneider hat als Vollender des zierlich schönen Holzstils einen Sonderaum für sich. Die Einheitlichkeit der jeweiligen Kunstform wird durch Proben aus der mittelherrnischen Schule angedeutet. Der Weg in die Renaissance und in die Verwelschung ist deutlich, schon beginnt die Oberfläche, die Stofflichkeit, die Pose des roma nischen Wesens. Diese Lichtbilder der Wiesbadener Gesellschaft haben eine große erzieherische Wirkung für jeden, der sehen kann und will. Ihre Auswahl und Ergänzung durch Originale, Photographien, Vergrößerungen macht das Neue und Grundlegende dieser Ausstellung aus. Als Ganzes ist sie bei aller Beschränkung eine Musterleistung, die schon jetzt weiter wirkt und ähnliche Bestrebungen anregt. Der plastische Sinn, der zumeist so wenig gepflegt und ausgebildet wird, findet hier Übung und Erziehung. Er allein kann uns zuucht und Form in Kunst und Leben forsbilden. Es ist deshalb besonders zu begrüßen, daß Schulen und Vereine eigene Führungen erbitten, die ihre wohlthätige Wirkung nicht versagen werden. Denn ein Mensch, der sich an den Umgang mit Kunstwerken gewöhnt, wird, wie durch den Verkehr mit edleren Naturen, einer neuen Würde und Gesinnung unzweifelhaft teilhaftig.

Heinrich Funck / Das Lied Baden von Heinrich Heß.

Die Sonne lacht, wohin wir schauen,
Der Erde Gottes freundlich zu.
Wie herrlich glänzen deine Gauen,
O Vaterland, wie schön bist du!
Am ausgeschmückten Seegeflade,
Wo sich der Alpen Kette zeigt,
Und blühend aus dem Wellenbade
Die wunderholde Mainau steigt; —

Wo Salems Friede Lilienhelle
Aus einem Paradiese blüht;
Wo an der Donau Silberquelle
Die ährenblonde Saar sich schmückt,
Und, auferweckt aus tiefem Grabe,
Geheimnisvoll ein Wasser klingt,
Das eine perlengleiche Gabe,
Die edelste der Würzen bringt; —

Wo in das Land der Alemannen
Der stolzen Eiche Wipfel weht,
Und, überschirmt von schwarzen Tannen,
Die wilde Pracht des Waldes steht,
Der uns des Weines goldne Flamme
Voll Blumenduft entgegen hält,
Und manchen Ast dem Blütenstamme
Des Vater Rheines zugesellt; —

Wo um die Reize stiller Auen
Die rasche Wiese ägernd schlüpft;
Wo durch des Felsentores Grauen
Die Dreisam in ein Eden hüpfet;
Wo in des Himmels blauen Aether
Der Turmes Spitze sich verliert,
Der, schlank und kühn wie eine Feder,
Des Münsters Kunstgebirge ziert; —

Dieses Lied wurde in seiner ursprünglichen Fassung vor bald hundert Jahren, am 25. August 1824, zur Feier des Namenstages des Großherzogs Ludwig von Baden in Offenburg beim Festmahl mit Musikbegleitung abgefungen. Sein Verfasser war Kreisrat Heß in Offenburg, ein Sohn des markgräf-

Am Kaiserstuhl, wo jeder Hügel
Im grünen Nebengürtel prangt,
Und in des Rheines klaren Spiegel
Der Limburg Efeu niederrankt;
Wo durch Gebirge, Tal und Heide
Der einzig Wellenmelodien
Ins lächelnde Revier der Freude,
Der Liebe und der Schönheit ziehn; —

Wo deine wärmste Segensquelle,
O Alemannia! entspringt;
Wo deiner Sprache Wohlantwelle
Am Blumenrand der Dös verflingt;
Der lieblichsten Natur im Schoße
In holder Anmut Baden blüht,
Frisk, wie die junge Purpurroße
Am mütterlichen Zweige glüht; —

Wo aus des Waldes Dämmerungen
Die Murg die blauen Augen hebt;
Wo, um ihr süßes Tal geschlungen,
Befelgt jede Welle hebt;
Des Fürstenschlosses milder Schimmer
Sich über Rastatt zärtlich neigt
Und der Erinnerung Heiligthümer,
Vergißmeinnicht und Vorbeern zeigt; —

Am grünen Wald voll Nachtigallen,
Wo um der Kunstgebilde Pracht
Der Lustgebüßche Schleier wallen
Und eine Flur von Gärten lacht,
Die frischer Wohlgerüche Wogen
Der zierdereichen Hauptstadt bringt
Und einen bunten Regenbogen
Um ihren Sonnensächer kühlt; —

Wo, freudentolz ob ihrem Ruhme,
Der Schwarzwald seine Pforte grüßt;
Wo Mannheims holde Uferblume
Des Rheines edle Wogen küßt.
Wo um erhabene Ruinen
Des Lebens Frühlingskränze wehn,
Die schönsten Musenhaine grünen
Und liebend in den Neckar sehn; —

Wo in des Odenwaldes Frische
Das sonnenwarme Leben ruht;
Wo Nebenhügel, Feld und Büsche
Sich baden in der Tauber Flut;
Wo sie nach dem geliebten Main
Erötend ihre Blicke hebt
Und Wertheims Bild im Widerscheine
Der silberklaren Wellen schwebt.

Wie lächeln sich in holdem Bunde,
O Baden, deine Gatte zu!
Wo blühet auf dem Erdenrunde
Ein Land, das schöner ist als du!
Entzückt von deinem Zauberblanze
Und deinen Reizen jubeln wir:
Heil dir, im deutschen Blütenkranze
Du schönste Rose, Baden, dir!

Kling aneinander, Gold der Rebel
Welch' grüner Busen dich auch trug.
Es wiederhohlet: Baden lebe!
Das Herz mit jedem Wonnezug.
Dies süße Wort tönt nah und ferne,
Der Freude Becher wird geleert,
Bis, angelacht vom Morgensterne,
Die goldne Sonne wiederkehrt.

lich-badischen Landgeistlichen Nikolaus Friedrich Heß, und einer geborenen Landt, ein Neffe des beliebten Fabeldichters Pfefel in Colmar und des Superintendenten der Markgrafenschaft Hochberg, Kirchenrat Sander in Köndringen. Das Lied wurde in der Konstanzer Zeitung, im Freiburger, Offenburg, Ba-

dener und Pforzheimer Wochenblatt abgedruckt, außerdem in einem Sonderdruck von Heß und seinen Freunden verbreitet, und fand aller Orten Beifall. Des Verfassers ehemaliger Prinzipal in Lörrach und Rheinbischofsheim, Amtsrevisor Seufert in Pforzheim, schrieb an ihn: „Herr Prorektor Frommel, ein Kenner, ergo kompetent, hat sein placet über Ihr Gedicht ausgesprochen. Soll ich auch etwas dazu sagen? Pfeffels Geistesverwandter hat nicht gespart an Gold, Pose, Sonne, Salz. Aber wo ist das Salz geblieben? Ich meine nämlich die Saline zu Rappenau und am Bodensee. Die Segensquelle Baden ist wohl und warm gerühmt. Warum nicht auch die Wasserkünste der Hauptstadt und die Salzwerte, worauf Ludwig auch stolz sein darf, erscheinen, wundert mich an einem Dichter, der Finanzier ist, und der wird es nicht verzeihen!“

Heinrich Heß gab dem Festgefang auf den nächsten Ludwigstag eine vollkommene Gestalt und hielt in dieser das Lied für würdig, dem Großherzog vorgelegt zu werden. Es ward von J. N. Hug und dem nachmaligen Mannheimer Stadtdirektor Dr. Duff, damals Amtsrevisor in Schwetzingen, in Musik gesetzt. Heß ließ das verbesserte und erweiterte Lied in das Freiburger Wochenblatt einrücken, brachte es auch in vielen Einzel Exemplaren zur Verteilung. Sein früherer Offenburger Amtsgenosse, Domänenrat Bürklin in Karlsruhe, schrieb an den poetischen Freund: „Die schönste Blume in Deinem Sängerkranz ist Dir am spätesten erblüht. Dein Gedicht auf den 25. August 1825 übertrifft alles, was Du früher gedichtet hast. Was in den früheren Ausgaben des Liedes mir noch gezwungen gereimt und hart schien, das ist jetzt reine, herrliche Poesie, die der leblosen Natur den Odem einhaucht; ihre Gestalten schlingen den Reigen zum Ludwigstag in ihrer Mannigfaltigkeit zum schönen Sangen und fliegen vorüber von den Alpen bis zum Neckar, eine anmutiger als die andere. Ueber's Jahr bist Du vielleicht in Karlsruhe, von wo, wie aus der Hölle, keine Erlösung mehr ist.“

Im März 1826 wurde Heß als Finanzrat nach Karlsruhe berufen. Hier kam im Verlag der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung 1829 eine Auswahl seiner Lieder heraus. Die kleine Sammlung wurde von der Kritik ehrenvoll aufgenommen und gewann dem Verfasser auch unter den deutschen Dichtern der damaligen Zeit manchen bedeutenden Freund. Wolfgang Menzel urteilte im Literaturblatt des Morgenblattes über die „Lieder von Heinrich Heß“ folgendermaßen: „So klein auch diese Sammlung ist, indem sie nicht mehr als zehn Lieder enthält,

so verdient sie doch unter vielen ähnlichen Erscheinungen in unserer Literatur ausgezeichnet zu werden. Diese Lieder haben nämlich, ohne auf die höchste Meisterhaftigkeit in der Form Anspruch zu machen, etwas Seelenvolles, Warmes und Inniges, was wir nur zu häufig in den neuern lyrischen Produktionen vermissen, da die jüngern lyrischen Dichter größtenteils nur matte und kalte Nachahmer von Goethe oder Schiller, Matthison oder Uhland sind und mehr eine schöne fremde Form nachkünsteln als selbst tief und warm empfinden. Wo uns also noch das ursprüngliche, herzliche Wesen begegnet, ohne welches alle lyrische Poesie nur ein bunter Schaum ist, müssen wir es immer freudlich begrüßen. Der Gegenstand der vorliegenden Lieder ist teils die Liebe, teils die Natur. . . Die Gedichte, welche den Erinnerungen an die schönsten Gegenden des Großherzogtums Baden gewidmet sind, zeugen von einem nicht gemeinen Talent für landschaftliche Anschauung und malerische Darstellung. In dem schönsten dieser Gedichte, dem „Lied am Ludwigstage“, hat es der Dichter gewagt, in der gedrängtesten Kürze ein Panorama des ganzen Großherzogtums Baden vom Bodensee bis zur Tauber zu geben, und wer möchte zweifeln, daß er diese so schwierige Aufgabe auf die befriedigendste Weise gelöst habe. Wer Baden kennt, wird durch die Wahrheit des Gemäldes überrascht werden, in welches der Dichter überall mit dem kürzesten und zugleich bildlichsten Ausdruck das am meisten Charakteristische einer jeden besonderen Gegend der Reihe nach eingetragen hat.“

Das zwanzig Jahre alte Lied erschien 1844 in neuem Gewande. Die Feier des Ludwigstages war ihm abgestreift, und es trug die Ueberschrift „Baden“. Zuletzt wies es auch nicht mehr auf Großherzog Ludwig als den Schöpfer der Saline zu Dürrenheim hin. Noch in der Fassung des Gedichtes vom Jahr 1844 lautete die zweite Hälfte der zweiten Strophe:

„Und eine perlengleiche Gabe,
Die edelste der Märgen lacht,
Vom schöpferischen Zauberstabe
Des Zepters an das Licht gebracht.“*)

Heinrich Heß starb am 21. September 1850 als Geheimrat. Die Enkelin des Dichters ist unsere Mitbürgerin, Fräulein Kunstmalerin Hilbur Heß.

*) Siehe Karlsruher Beobachter, Beiblatt zum Karlsruher Tagblatt, 1844, Nr. 68.

F r a n z B ü h l e r / W i e l i e g t s o w e i t . . .

— — — Ist das nun ein Zeichen des beginnenden Abtriebs auf der Lebenslinie, oder ist es eine Frucht der gereiften, geruhigeren Auffassung des Lebens, daß die Gedanken immer häufiger, immer lieber zurückwandern in die Tage der Kindheit und daß das Herz immer fühlbarer den heimwehhaften Drang verspürt nach den Stätten der Jugendzeit?

Gleichviel, ich habe dem Drang nachgegeben und bin an einem dieser sonnenklaren Julitage ausgestiegen am Bahnhof des kleinen verträumten Dreißgaustädtchens, dem die in den letzten Jahrzehnten aufgeproppte Industrie so gar nichts hat nehmen können von seinem halb bäuerlichen, halb handwerklichen Charakter.

Behäbig und breit liegen noch wie einst in meinen Kindertagen die Dughäufen vor den Häusern der Gassen, und Myriaden von Mücken umschwärmen sie. In dem alten Wallgraben, einst unser Jagdgebiet auf Fische, Muscheln und Tauchhühner, streckt der Wasserhahnenfuß noch ungestört seine unzähligen Polypenarme aus, als wollte er das träge Wasser noch mehr verlangsamen, damit es doch ja seiner Aufgabe, eine blühende Zuchtsätte der bössartigsten Schnakenrasse zu sein, gerecht werden könne. Verschwunden aber ist die prächtige Kastanienallee in der Bahnhofstraße, desgleichen die Anlagen am Bahnhof, unser Räuberleseparadies, und mit beiden Dingen ein Stück Schönheit und Poesie der Kleinstadt.

Mein Weg führt mich vorüber an dem ehemaligen Franziskanerkloster. Der Eingang zu seinem Hof ist heute verwahrt durch ein eisernes Tor. Darinnen habe ich als Zehnjähriger den Wonnereich des Herrschens, des Befehlenskönnens empfunden, indem ich beim Zirkusspielen als Tierbändiger über eine stattliche Zahl Löwen, Tiger und sonstiger Bestien mitteillos die Peitsche schwang. Verzeihe mir, Meister Goethe, die Blasphemie, wenn ich, ein einem hohen Ministerium „gehörigst ergebener“ Staatsdiener, in Erinnerung an diesen Höhepunkt meines Lebens zu ältlichen wage: „Ich habe es doch einmal, was so köstlich ist . . .“

Na, das ist wie immer: In der ersten Stunde schon, wenn ich in meiner Heimat bin, legt sich mir ein feiner Schleier der

Wehmut auf die Seele. Ich schaue in verblühte Gesichter, die mit mir jung gewesen waren, ich höre von der Ernte des Todes in den letzten Jahren und von der Not des Tages. Ich gehe mit scheuem Blick an meinem Vaterhaus vorbei; fremde, mir gleichgültige Menschen wohnen darin, ich mag nicht mehr hinein.

Aber ich weiß ein Mittel, diese Wehmut zu bannen. Ich tue in einer Stunde, wo ich es menschenleer weiß, einen Gang in mein heimliches Gotteshaus. In das Gotteshaus? Ja, wenn ich seine Pforte durchschreite, da leuchtet's in mir auf, da ist es, als flute der Sonnenschein, der vielfarbig durch die gemalten Scheiben bricht, auch in mein Herz. Die Anmut und Weichheit und Lebensfreudigkeit des Barocks im Schiff klingt zusammen mit dem Klarerusten, Himmelsstrebenden der Gottl im Chor zu einer feinen Harmonie, und diese findet in meiner Seele ein Echo freudigster Gehobenheit.

In diesem heiligen Raume spüre ich nichts von der Vergänglichkeit da draußen. Da ist alles noch ganz so wie in meiner Jugendzeit; der Eisenbeinton der Wände und der Decke, das Weiß und Gold des Stücks so licht und warm, die vielen Gemälde noch so soeben froh und frisch wie einst.

Die Vergangenheit kommt zu mir.

Da ist da oben an der Decke ein ganz kleines Medaillonbild, das aus einer übermühtigen Künstlerlaune herausgeboren sein muß: drei Englein, die sich an den Händen haltend, Ringelreihen tanzen. „Bubele, jetzt zähl mir doch auch mal, wieviel Füßchen die drei Engle da oben zusammen haben; ich bring's wahrhaftig nicht heraus“. So hat mein Vater manchmal zu mir gesagt. Und das Bubenköpfschen hat sich gedreht und gewendet: „Drei Füßchen, fünf Füßchen, nein vier“. Bis ihm die Augen übergingen an dem Wirrnis der verschlungenen Gliederchen. Und jedesmal hat sich der Vater neu belustigt an dem wohlgelungenen Malerwitz.

Meine Augen wandern zum Josephskaltar. Da stand vor vielen Jahren am Palmsonntag ein Bublein, fünfjährig, ein wenig behäbig, dick und unbeholfen, und hielt inmitten einer Bubenchar seinen „Palmen“ krampfhaft in die Höhe, sich be-

strebend, ihn auch so hoch zu halten wie die anderen Duden. Das war zum erstenmal in seinem Leben, und sein Stolz war nicht gering. Nicht geringer aber auch die Sorge, daß doch das Weihwasser des segnenden Priesters seinen Palmen auch wirklich treffe. Die Feierlichkeit dauerte gar lange. Und da überkam das wartende Büblein eine große leibliche Not. Es hielt indes lange tapfer aus. Aber schließlich mußte es der Naturgewalt weichen. Es drängte mühsam zurück — just in dem Augenblick, da der Pfarrer den Weihwedel hob — und eilte so schnell als möglich zur Kirche hinaus nach Hause. Zu spät. Es hätte des Heulansbruches nicht bedurft, die Mutter merkte gleich, was geschehen war. Aber sie mußte wohl Verständnis gehabt haben für die Tragik der Lage; denn sie redete dem weinenden Kind beruhigend zu. Aber da brach es schluchzend aus seinem Mund: „Mutterle, Mutterle, das wär nit 's Aergste, aber, aber, daß der Herr Pfarrer den Palmen nit trocken hat, nit e bizzele troffe hat . . .“ Da gab es eine seltene Fröhlichkeit im Haus, ein helles Lachen, und heute schmunzelt auch derjenige über dies kleine Ereignis, dem es damals so viel Herzensnot bereitet hat.

Und das Büblein der Erinnerung fliehet munter weiter: An der Bank, daran du eben vorübergehst, standest du einst in dumpfem Weh, da man das Requiem aeternam sang für Vater und Mutter. Und da vornen an der weißgedeckten Bank genoß dein gläubig unschuldig Kinderherz die süße Wonne innigsten Gottverbundenseins.

Will Behmut von neuem mich gefangen nehmen? Ach nein! Ein paar Schritte noch, dann bin ich am Eingang zur Südkapelle. Ein schwebender Engel rafft den schweren Vorhang zur Seite, auf dessen Falten sich neckische Putten wiegen. Ich trete ein. Eine ganze kleine Welt für sich ist dieser Raum. Sein Wesen ist Wärme und Behaglichkeit, so wie sie einem etwa aus dem Dürerbild „Hyronimus im Gehäus“ entgegenkommt. Zwar siehst du unter dem Altartisch hinter Glas als kostbare Reliquie ein vollständiges Menschenskelett. Aber schon für uns Kinder haben die unzähligen falschen Edelsteine, die das Gerippe umgeben, das Schreckhafte der Erscheinung gemildert, und für den Erwachsenen stört der Anblick so wenig die Traulichkeit des Raumes wie etwa der Totenschädel auf dem Dürerschen Kupferstich. Durch ein göttliches Fenster, das den hl. Joseph als weißbärtigen, gutmütig dreinschauenden Greis darstellt, empfängt das Kapellchen ein farbiges, gedämpftes Licht.

An der Rückseite steht im Dämmerlicht ein wenig höher der Beichtstuhl da, durch dessen Gitterchen meine zuckenden Kinderlippen möglichst lautlos all die kleinen und großen Sünden der Jugend geküßert haben. Die Mutter hatte zur ersten Beicht mit dem kaum neunjährigen Sünder das Gewissen erforscht, die Sünden wurden fein säuberlich aufgeschrieben und auswendig gelernt. Kein Stückchen genaschter Zucker war vergessen. Ueber das sechste Gebot war die Mutter rasch hinweggegangen. Das Büblein aber litt heimlich Gewissensqualen, es wollte doch nichts vergessen, lieber zu viel als zu wenig bekennen. Und als es nun in der Reihenfolge des Sündenbekenntnisses an das verhängnisvollste der zehn Gebote kam, und der gute, alte Herr Pfarrer unwillkürlich etwas schärfer hinhörte, da bekannte der Sünder in tiefer Perknirung: „Ich habe ehebrochen, ungefähr dreimal“. Ach sehe noch immer das seine Lächeln des alten Herrn, dessen Liebling ich in der Schule war, und höre sein vergüngtes i Na, na, na.

Zur Rechten des Fensters ist in die Wand ein Grabstein eingelassen. Mit Bub hat mich bloß das Wappentier interessiert, ein schwarzes Einhorn mit goldenem Horn. Später entdeckte ich, daß an dieser Stelle die ehr- und tugendsame Ehefrau Anna Katharina Spiekin, gestorben den 7. Oktobris 1689, begraben liegt, eine Frau aus meinem großmütterlichen Geschlecht. Ahnenstolz! Warum auch nicht? Besonders wenn der Nachfahr die Feststellung, daß einer seiner Ahnen das Fabeltier zum Wappen gewählt hat, als Entschuldigungsgrund dafür ausbeuten kann, daß er selbst so ein bißchen mit Märchenaugen in diese trostlos nüchterne Welt hineinzugucken pflegt.

Und dann her Grabstein zur Linken des Fensters. Was da ein unbekannter deutscher Steinhauer aus dem Sandstein des

Schwarzwaldes herausgehauen hat, das befriedigt mein Schönheitsbedürfnis mindestens so gut wie die antike Marmorarabesque eines griechischen Künstlers in ihrer gelassenen, fast lässigen Schönheit. An einem Betbänkchen, in das unten ein geöffnetes zierliches Buchschränkchen eingelassen ist, kniet ein Mädchen in holder Jugendblüte, ein offenes Gebetbuch in Händen, das süße Gesichtchen mit verschämt niedergeschlagenen Augen dem Beschauer zugewendet. Ihr offenes Blondhaar flutet ihr über die knospenhaft geschwellte Brust und über den Nacken. Ein Kranz von Rosen schmiegelt sich um ihr Haupt und ein himmelblau Band darunter bündelt die Fülle des Haares. Ein unsäglich Hauch von Innigkeit ist über das Ganze verbreitet.

Dieses Grabmal hat meine ganze Liebe schon seit langem. Wenn das Sextanerlein in dieser Kapelle seine Sünden be-reute, so hat es in Andacht seine Blicke gerichtet auf dieses Mädchenbildnis, das ihm die himmlische Jungfrau verkörperte. Und da der Bub in jenes Alter kam, wo ihm bisher fremde geheimnisvolle Regungen ins Blut schossen, da war es auch, daß er auf jenem Grabstein den Namen entzifferte „Veronika von Hürnheim“ und die Jahreszahl MDXVII. Und seine Knabenphantasie wob — unbekümmert um alle Anachronismen — um dieses Edelkränlein eine Fülle des Geschehens: Veronika beim Turnier die Preise austeilend, Veronika beim Erntetanz mit den Bürgerjüngern der Stadt im Reigen sich drehend, Veronika im Erker traumverloren hinausschauend in die mondbeschienene Breisgau-Landschaft, Veronika gestorben am Herzleid um den Geliebten, der ihr versagt blieb. Veronika, du Schöne, du Meine, du holdste Infarnation des Weiblichen für ein unruhvolles Knabenherz.

Unter der fortschreitenden geschichtlichen Erkenntnis des heranwachsenden Jünglings zerbrach das Phantasiebild der Veronika von Hürnheim wie der Schnee in der Sonne, aber es blieb kein grauer Schmutz, es blieb die Liebe zu dieser Grabstätte, gegründet auf das heranreifende Kunstverständnis und die geschichtliche Entdeckerfreude. Der Primaner entzifferte die ganze Inschrift:

Anno DNI MDXVII. For us Sontag noch Michael verschled die edel erentrig und tugendsam Jungfrow Veronika von Hürnheim in ihrem jungfrowlichen Standt. Der dise Kappel zu einer Begrebt gebuwet die hie in begraben lvt.

Darin ein ewige Meß for sit spem. Daruff und ewiglich durch ihren Vater Herrn Wolff Ritter hiezu gegen gestift und geordnet ist. Ihr aller Seinen zuo Trost der Got genebig und barmherzig sin woll.

1517! Reformationsbeginn. Veronika von Hürnheim hat es nicht mehr erlebt, daß die Bürger des Städtchens ihrem reformatorischen Präbikanten Jakob Otter zuzubekelten, und daß sie dafür das fürchtbare Straßgericht Oesterreichs traf, zu dessen Fensterknecht sich das verbündete Freiburg machen ließ. Sie ist auch verschont geblieben von den Schrecknissen des Bauernkrieges, der ihren Eltern und Geschwistern so viele kummervolle Stunden bereitet hat. Ihre Eltern; sie haben ihre Grabdenkmäler auch in dieser Kapelle, grad gegenüber dem früh verstorbenen Töchterchen. Der Vater, Wolff von Hürnheim zum Tutenstein, Pfandherr zu Rengingen, kaiserlicher Regent zu Stuttgart für den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg, ist in Ritterrüstung als Relief lebensgroß in Stein gehauen. Auf dem Stein nebenan ist seine Frau verewigt, Beatrix von Hürnheim geborene von Hohenrethberg, als biedere Ritterfrau mit herben, häuerlichen Zügen, ihre Andacht verrichtend. Das Bildwerk ist in seinem schlichten Realismus auf mich von tiefer Wirkung.

Wie lange ich wieder in meinem Kapellchen gewesen bin, eingesponnen in das Goldnetz der Erinnerung und vertieft in die Betrachtung längst versunkenen Geschehens? Ich weiß es nicht. Ich höre Schritte und wende mich zum Gehen und nehme von dieser Stätte ein Frohgefühl mit, das lange der Verschüttung durch Alltagsorgen widersteht und aus dem heraus ich auch diesen Brief geschrieben habe, damit er etwas Frohsinn trage in andere Herzen und Leuchtkerzen der eigenen Erinnerung darin entzündet.

Eugen Lehmann / Am Wiedertag.

— — — — —
ist mir zugekommen,
weiß nicht, was es ist —
fühl' nur, daß es einstmals
mein gewesen ist.

Jahre und Geschehen
strich es heut' wie Schaum —
Nimmer ist es Jugend,
nimmer Kindheitstraum.

Daß sein Wiederkommen
so natürlich ist,
das hat mich gesegnet!
— Weiß nicht, was es ist.

Fritz G. W. Kopp / Webers Karl

Es ist schon lange her und darum nimmer genau zu sagen, wieviel Wuben es waren, aber sechs mindestens. Die hochten eines schönen Abends vor einem Neubau auf Zementrohren und hatten es vom künftigen Beruf.

Ein Rotkopf mit Sommerprossen, den man den Hengst hieß, war der Ansicht: „Maurer wäre noch nicht das Schlimmste, weil man da im Freien arbeiten und Winters faulenzgen dürfte.“

„Dhol“, jagte der Wazel, ein Kerlchen wie Glas so fein und darum so hell, „von was lebst denn du, wenn du nix verdienst?“ Der Hengst wollte sagen: „Vom Lehmfahren“, weil sein Vater das auch tat, wenn er nicht dachdecken konnte. Da ließ sich der Pfarrerle hören. Er hatte eine Pipsstimme, über die man sich wunderte, wenn man den großen Kopf sah, und meinte: „Mir hätte der Maurer schon wegen dem Dred nicht passen und weil ich so schwindlig bin, aber ich denke oft, wie gut das schmecken muß, wenn man sein Essen aus dem Käselein supfen darf.“

Großes Gelächter. Er freilich hätte das nie gedurft, er dachte sich bloß so schön, und wenn der Rote behauptete, für solche Studierer wäre das Handwerk überhaupt zu schwer, so war dagegen nichts zu wollen. Der eine hat es mehr im Kopf, der andere in den Knochen; ein rechter Wub aber schätzt Körperkraft über alles. Und doch hatten sie Respekt vor der andern und kamen nach längerem Hin und Her auf Webers Karl zu sprechen, von dem es hieß: Der hat Ehre.

„Mit eurem Schenie“, höhnte Malers Karl, der ausnahmsweise keinen Ueberramen trug, weil er sehr stark war, und sprangte durch die Zähne.

„Ja, was ist es damit?“, wollte ein Schmächtling wissen. Er trug das ganze Jahr ein wollen Halstuch und ging dafür immer barfuß und stimmte dem Pfarrerle darin bei, daß Webers Karl seinem Vater nur Sorgen mache.

„Und warum, warum?“, fiel der Hengst dazwischen, „weil er das Uhrmachen nicht lernen will.“

„Freilich, beim Bengerle“, hieß es darauf.

„Wo er ewig die Bobb hüten muß.“

„Ja, und der Alten Schnupstabaß besorgen.“

Der Pfarrerle in seiner Einfalt fand nichts dabei, bis ihm der Rote in die Ohren schrie: „In der Bierflasche, du Velle.“ Da mußte auch er zugeben, daß das nicht recht wäre und mit dem Uhrmachen nichts zu tun hätte.

Und alle lachten ihn aus.

Inzwischen packten die Maurer ihr Gerät auf, womit der Augenblick nahte, da man in den Bau wischen konnte, um irgend was zu kripen, wäre es auch nur ein Stück Schnur oder ein Nagel. Der Pfarrerle wollte auch nicht zurückbleiben, schon darum, weil er noch nie in einem Bau gewesen war und sich schon oft gewundert hatte, wie man aus Dred und Steinen so saubere Häuser fertig brächte. Dem Hengst aber paßte er nicht und seine Leute wußten auch warum. „Wenn ihr still seid“, hatte er gesagt.

Nun lag da über dem Kellerschacht ein schwankes Laufbrett, darüber man schon turnen mußte, um an die Leiter zu gelangen. Das Halstuch kniff gleich aus, dem Pfarrerle wurde schwül und dem Hengst war es recht so. Er brauchte nur zu sagen: „Warte, Kleiner, ich mache dir erst noch ein Stieg fest“, so war der schon so dumm und gehorchte. Wie dann die Seinen drüben waren, zog der Schutz das Brett zurück und ließ es in den Keller poltern. Dann aber, in die Hände gespußt und mit „voran geht“ die schwankte Leiter hinauf, zwei Stock hoch und mit einem Satz aufs oberste Gebälk unter den offenen Dachstuhl.

Die andern kamen mehr oder weniger schnell nachgefrabelt und da kanterien sie dann zwischen Himmel und Erde, ließen die blanken Beine ins Leere hängen und taten so sicher als möglich. „Ich seh' unser Ha—aus“, sang ein Scheelängiger, der sonst für kurzichtig galt. Er wies mit dem Kopf nach der Richtung, weil er die Hände anderswie brauchte, was den Maler einfach lächerte. Als rechter Zimmererjohn mußte er natürlich freihändig auf dem äußersten Schnepfer stehn und den andern Angst machen; bis ihm dann der Wazel zu verstehen gab, dafür seien sie nicht heraufgeklettert und wenn der Hengst nicht bald mit seiner Sache heraustrückte, gingen sie einfach wieder fort.

Recht hatte er ja, aber der Dachdeckerjohn hatte es nicht so eilig, er mußte sich doch auch noch zeigen, mußte wenigstens einen Klimmzug versuchen. Und so hatte er sich auf den Doppelbalken geschwungen, der gut drei Meter hoch über den Wubenkörpern hing. Ja da saunten sie erst, wagten kaum hinaufzusehen und klammerten sich krampfhaft an ihren lustigen Stig.

Sogar Maler regte sich darüber auf und begriff nicht, was jener auf der Doppelzange eigentlich zu schaffen habe. Wie nun einer wissen wollte, warum das Ding eine Zange heiße, sagte der Zimmererjohn: „Siehst' es denn nicht, daß sie die zwei Konträrsparren zusammensetzt wie eine Zange mitsamt den schrägen Kanthölzern hennen und dennen?“

„Ha ja, die Streben“, fiel der Scheele stolz ein.“

„So viel weißt' also doch schon, und das Ganze ist halt ein Bock und der hat zwei paar Hörner, die man Wäge heißt, aber bloß zwei Füße und dem seine sind eingezapft.“

„Versteht sich“, Klang es von oben, „damit daß der Bock nicht bocken kann“. Malers Karl aber fuhr fort: „Damit es ihm vollends vergeht, hat man ihm auf seine Hörner Joche gepflückt, das sind die Pfetten und darauf liegen die?“ er sah den Scheelen an. „Leersparren“, ergänzte dieser und hatte auch schon gehört, daß man solch ein festes Dreieck einen Binder heiße.

Den Wazel kümmerte das wenig. Er drohte wieder mit Fortgehen, aber der Hengst sagte, das könne jeder im Leben brauchen und rief in die Tiefe: „Pfarrerle, da hättest du noch was lernen können“, doch es rührte sich nichts. Und so ließ er sich endlich kippen, machte seinen Klimmzug und sah wieder oben.

„Also hört, Webers Karl hat was Feines gemacht, sage ich euch“, „Eine ewige Uhr?“ Ein Hammerwerk?“ „Eine Drangel?“ rieten sie. „Was viel Feineres“, kam es von oben, und es mußte schon was Besonderes sein, denn es duldeie ihn nicht länger dort, er schwang sich herab und kanterte sich zu der Schar.

„Ein Bergwerk, sage ich euch, wie ihr noch keines gesehen habt; so groß, daß ein Ausgewachsener reinschlupfen kann.“

„Wo denn?“

„In seinem Garten.“

„Gelt in der Gde, zwischen den Holbersträuchern.“

„Vielleicht.“

„Wo die Schneeburg gestanden hat.“

„Au ja mit der bengallischen Beleuchtung.“

„Hast sie ja gar nicht gesehen.“

„Wohl hab' ich.“

„Still geht“, hieß es und dann ging es an ein Flüstern, wobei die Wubenaugen unter den kugeligen Stirnen beinahe aus ihren Höhlen sprangen, weil die Ohren nicht ausreichten, um das ganze Wunder einzuschlucken. Der Wazel wäre beinahe gekippt und stotterte zwischen Schred und Neugier: „Und die Figuren, sagst du, schaffen ganz von selber?“

„Als ob sie Leben hätten“, betonte der Hengst. „Nicht, daß jedes immer das Gleiche tut, daß einer bloß klopfet und ein anderer alskort den Hund schiebt, auf dem immer Kohlen liegen, wie man es auf dem Jahrmarkt sieht, wo einer daneben steht und drehen muß. Das ist keine Kunst. Gib acht, du kipfst doch noch“. In der Tat, der Wazel war ganz blaß geworden und mußte sich am Maler halten, der jetzt meinte: „Das muß halt doch ein Uhrwerk sein.“

„Ein Uhrwerk?“ fuhr der Hengst auf, „meinethalb, aber sag nur, wie das möglich ist? Also da geht die Tür vom Tunnel auf und kommen die Hund ohne Kohle gefahren und bremsen und bleiben stehn und dann bimmelt es, das heißt Feierabend und die Steiger fahren auf, die Häuer trollen sich und die Knappen hinterher, und im unteren Stollen, wo sie auf dem Bauch gelegen und gescharrt haben, wird es leer und dunkel. Und wenn du denkst, das wäre alles, so pfeift oben die Eisenbahn, da sitzen euch Männlein drin und wackeln mit den Köpfen.“

„Weil sie heimdürfen“, ergänzte Maler und erklärte dem ungläubigen Wazel, daß sie doch Feierabend hätten, obgleich er selbst nicht überzeugt war, daß die Köpfe wackelten. Der Wazel war aber schon so weit abgefühlt, daß er sagte: „Und wenn es kein Uhrwerk ist, so ist es Webers Karl, der drinsteckt und alles besorgt“. Dafür hätten sie ihn fast hinunter geschmissen, und als er schließlich zitternd zur Leiter hinturnte, schickte ihm der Hengst hinterher: „Weißt, mit dem Maul kann es jeder, aber du hast schon recht, daß du Advokat werden willst.“

Unten stieß der Pfarrerle zu ihm, ganz vergeistert, und das Halstuch kam auch dazu und wollten wissen, was es oben gegeben habe. Der Wazel, heilfroh, daß er wieder festen Boden fühlte, lachte: „Was es gegeben hat? Einen Bock hat es gegeben mit vier Hörnern und bloß zwei Füß.“

„Ha nein“, machten die beiden.

„Wenn ich euch sage.“

„Kann man ihn denn sehen?“, kam es aus dem Halstuch.

„Ja, wenn man Kurasche hat.“

Das Halstuch schielte nach dem Pfarrerle, ob der vielleicht Kurasche habe; der sah aber nicht darnach aus. „Ich weiß auch was“, sagte er bebend, und weil schon die Dämmerung zwischen den Häusern wob und man gerade in einem schummrigen Winkel stand, wo das Geheimnisvolle gedeihen kann, verlor auch der Wazel seinen Ueberramen. Die Augen quollen wieder hervor, als er fragte: „Von's Webers Karl?“ Der Rotkopf nickte: „Er ist per, sein Vater hat ihn geschickt, und bin gerade dazugekommen, wie der Karl hinter sich die Gartentür verriegelte und der Alte sie hat eintreten wollen. Der hat ausgeschaut wie ein Bulldogg und geschraubt: Du bist der Nagel zu meinem Sarch!“

„Und du zu meinem!“, hat der Karl geheult, und dann ist es still geworden und sind Leute gekommen und haben dem Alten zugeredet, aber er hörte nicht darauf. „Ich laß ihn verhaften, ich laß ihn einsperren!“ So hätte er noch lange fortgemacht, wäre nicht die Webern herausgestürzt: „Andres“, und ihn am Arm gefaßt und immer bloß „Andres“, so oft er was sagen wollte und sind dann ins Haus zusammen.“ Soweit der Pfarrerle.

Inzwischen hatte es der Hengst an der Zeit gefunden, seinen Getreuen das Wunderwerk zu vergönnen. Sie krochen hinter dem Bau einen Abhang hinunter und kamen an einen Schlammgraben, der sich zwischen Gärten und Hinterhöfen durchzwängte und auf der besseren Seite einen Notpaß freiließ, für Leute wenigstens, die gegen Brennesseln gefeit waren; der richtige Indianerpfad, ein patentter Schleichweg, wenn es galt, den Feind zu überumpeln. Jetzt aber galt es dem Bergwerk in Webers Garten.

„Pst!“ machte der Hengst, als einer in eine Scherbe getreten war und jammern wollte, „es ist einer drin“. Der Maler brummte: „Vielleicht gar der Alte, er wird doch nicht?“ Man hörte was scharren. Alle begriffen, blickartig stand die Gefahr da.

Drei, vier Bubenherzen klopften an die Zaunplanken. Angstvolle Augen bohrten sich durch die Lücken, suchten zwischen Himbeerhecken und Obstbäumen hindurch den Verbrecher zu erblicken. Hinter den Stirnen tobten Fragen, Flüche, Stoßgedanken: „Der Schuft, das Bergwerk, die Eisenbahn!“

Ratsch, ratsch, Klang es im Garten. Steine polkerten, Holz krachte. „Er macht es kaputt!“ Malers Karl riß am Zaun wie ein Panther. „Hallunt“, leuchtete er. Der Hengst wehrte ab, da fuhr der Scheele auf: „Mit deinem laudummen Pstl immer!“; er hatte einen Stein in der Faust. Die andern standen schon im Graben, packten Scherben, Schlamm, Blechbüchsen auf, irgend was zum Schmeißen. Die Wut war zu groß. Nur der Hengst war am Zaun geblieben und raunte plötzlich: „Er geht weg.“

Man hörte eine Tür zufallen, ein Schlüssel ward umgedreht.

Angstvolle Stille.

Da kam noch einer hinzu, ein schmaler, aufgeschossener Mensch in Hemdärmeln, blieb stehen, sagte nichts, hielt am Zaun und lächelte: Webers Karl.

Die im Graben schauten zu ihm auf mit feuchten Augen, hatten Unrat in den Händen, verschmierte Beine und fanden keine Worte. Da drinnen war ihnen ein Wunderwerk zerstört worden, an das sie glaubten, ohne es gesehen zu haben, auf das ihre Einbildungskraft überschwingliche Forderungen gehäuft hatte, ohne sich genug zu tun, und wäre es auch nichts mehr gewesen als die Männlein in der Eisenbahn, die mit den Köpfen wackelten, schon daß nicht alles regelmäßig zugehen sollte wie in einem Uhrwerk, sondern so wie im Leben, wo bald der, bald jener kommt oder gehen kann, wie es ihm gerade einfällt. Wo die Gedanken nicht derartig geordnet waren, solche Erwägungen anzustellen, wo sie durcheinanderschwirrten wie ein Schwarm gereizter Hornisse, da stand doch das Eine fest: Es war etwas kaputt gemacht worden, nicht nur dem drinnen im Garten, sondern in der Welt.

Des Knaben Sinn pendelt zwischen Wunder und Wirklichkeit; er mag noch so altklug tun, er hängt am Außerordentlichen, ohne zu fragen, was es taugt.

Und nun stand der Zaubersmann, ohne Rock und Kragen, ein haariger Schlaks mit Gurgelknopf und Höckernase, so ganz noch im Schiefen und Auswachsen begriffen, für sie aber schon ein Großer und so einer, bei dem man ängstlich wurde, wenn man aus Großwerden dachte, wo man was verdienen mußte. Zumindest mochte der Hengst so denken, der dem Ernst des Lebens bereits seine Schwindelfreiheit dankte. Er war auf dem Sprung, seinen Schmerz für was Dummes zu halten, war aber auch der erste, der sich über'n Zaun schwang, um zu sehen, ob die Luft rein sei; gehörte er doch zu den Eingeweihten.

Bis die andern dazukamen, wühlte er bereits zwischen den Holzerbüscheln in den Trümmern herum und da er wußte, wo die Hauptschätze lagen, duldete er nicht, daß einer mit den Füßen daranging: „Langsam du Simbel, gib doch acht du Sakerdi, haha ich hab' einen!“ Gleich ging es durcheinander: „Oh, zeig', weiß her, an ist das fein, ein Häuer man sieht noch den Griff von der Haue.“ „Das ist noch gar nix!“ sagte der Selbstbewußte. „Grab einmal da, aber erst den Stein weg. Ja siehst', das ist ein Stück von der Eisenbahn, aber zeig's erst dem Karl. Hoho ein Hund, zwei Mädchen sind noch ganz. Du Karl, war der Stollen zementiert, weil es da so hoch klingt?“

„Hurrah!“ Drei, vier Püppchen traten zu Tag; sie waren auf einem Brett befestigt und untereinander mit Drähten verbunden. Webers Karl gebot Ruhe, während Maler zur Tür eilte, um zu spähen; wenn es ans Verteilen ging, wollte er schon nicht zu kurz kommen, denn daß verteilt werden mußte, war ja klar. Webers Karl sah sich umschwärmt. Man sollte nicht glauben, wie verliebt solche Bubenaugen tun können: „Oh gelt, du läßt es mir, es ist ja doch kaputt.“ „Meinetwegen.“

„So, dann gehört mir das.“ „Behalts.“

„Au, hab' ich was Feines.“

„Ja, aber Stenzen gilt nicht; Karl sagt ihm doch, na warte —,“ dafür verschwand was in der eigenen Tasche.

„Bei dilidi läläl!“ Der Scheele ließ zwei Steiger auf und abklettern. „Ja, du wärst gecheut.“

„Du hast doch die Lokomotive.“

„Er hat die Lokomotive.“ „Da ist der Tender dazu,“ sagte Karl. Neidblicke, irrende Augen. Die Dunkelheit foppte zuweilen, die Kesseln brannten. Der Scheele trat in was Spitzes; er war bald getrübtet. Maler kam zurück: „Der Pfarrerle möchte auch herein.“

„Is ja nix mehr dal“, schrien sie. „Hol ihn,“ sagte Karl. Der Pfarrerle erzählte, eben sei Webers Vater ausgegangen.

„Mit dem Hut?“, fragte Karl. „Ja und mit einer Zigarre.“

„Dann ist es gut, dann ist alles gut.“

Den Dickkopf jammerte das schöne Werk, er faltete richtig die Hände. Karl starrte in das Loch, über dem es von Hinterteilen und Beinen kribbelte, und lächelte: „Macht alles nix.“

Dem Kleinen ging es durch und durch, er schaute an dem Großen hinauf mit Augen voll Staunen und Furcht.

„Jetzt wird erst was gemacht,“ sagte Karl. Des Pfarrerles Hände führen auseinander wie zur Beschwörung, dazwischen schalt Maler, das gehe nicht, daß einer so viel bekäme und der Pfarrerle nichts, worauf der Hengst zu vertiehen gab: Ohne ihn hätten sie einen Dreck, aber er könne einmal nicht so sein.

Da geschah es. Der Pfarrerle wollte nichts haben, er wehrte sich, er hielt sich die Taschen zu. Er trat und spuckte und fing schließlich an zu heulen. Die Buben stuhnten.

„Was hat er nur?“ Sie sahen ihn, sie sahen einander an, an ihren prallen Hosensäcken hinunter und ließen die Arme fallen. Dem Hengst ließ es gar keine Ruhe: „Warum denn nicht, du scheinhelliger Dickkopf, ist denn da Gift daran?“

Keiner begriff den Pfarrerle.

Sie umstanden ihn, redeten ihm zu, hielten ihm, die bisher so neidisch getan, ihre besten Sachen unter die Nase. Er aber heulte fort und fort und gluckte schließlich, kaum verstehbar aus dem verquollenen Hals: „Wenn doch sein Vater gesagt hat, er sei der Nagel zu seinem Sarg!“

Die Bubenköpfe fuhren auf: „Ist's wahr du?“ Webers Karl war verschunden.

Die Gartentür war offen. Als die Schar hinauswich, stand der Sünder noch da, schlenkerte den Gartenschlüssel um den rechten Zeigefinger und stütete dazu, aber das magere Gesicht stach durch die Dunkelheit u. unter den Bäden war jetzt ein Zittern zu bemerken, wie wenn einer mit den Zähnen mahlt.

Keiner dankte, keiner sagte Gutenacht.

Er aber sah nicht auf, sah nicht weg, suchte zu lächeln. „Ihr Kindsköpfe“, schien der dunkle Blick zu sagen, „meinet ihr, daß habe man nicht gewußt, meinet ihr, darum hörte ich jetzt auf?“

Gelt, zum Verschenken war man euch recht. Und zum Gripfen und Großtun hinterher. da seid ihr zu brauchen. Wenn es bloß euch nix schadet, daß der Vater nicht schimpft und der Herr Lehrer.

Wenn der Webers Karl ein Vottl ist, was seid denn ihr?, brav, sonst nix. A was!“

Er schaute ihnen nach, bis sie hinter der Ecke verschwanden. Ob sich dieser Unfertige darum an den Knaben hielt, weil er doch noch nicht Manns genug war, auf sich selber zu stehn, weil er sich dunkel bewußt sein mochte, daß vom Spielern zum Gestalten ein allzu dornenvoller Weg liege?

Und ob ihn die Reue nicht auf halbem Weg noch zermürben sollte?

Zur Stunde schien es so, denn er schlich gesenkten Hauptes zur Haustür und sagte, als ihm geöffnet wurde: „Mutter, es ist wohl wahr, daß ich das Uhrmachen lernen will, kloß nicht beim Zengerle.“

Malers Karl aber meinte vor dem Auseinandergehen: „Hauptsache bleibt, daß einer was Rechtes erlernt.“

Und sie beschloßen, nächsten Abend wieder an den Neubau zu gehn.